

MISCELLANEA

von Karen Swassjan

Email-Kontakt: swassjan@kulturforum.net

Aktualisiert Juli 2007

Quelle dieser Datei: www.menschenkunde.com/swassjan/

INHALT

I. Ein unkonventioneller Gottesdienst.....	2
«Andächtig die Schnauze halten	2
An diesem sakralen Ort.....	3
Geschöpfe, Sträucher, Bäume.....	3
Das Ganze der Schöpfung	3
Rührende Szenen	4
Nahe Beziehung	4
III. Der eigenwillige Botschafter	5
IV. Eidgenössische Folgewidrigkeit	6
V. Der Papst entschuldigt sich.....	7
VI. Hunde in Zürich	8
VII. Bodyguards vergaßen den Body	8
VIII. Donald Rumsfeld: ein mißratener Anthroposoph	9
PS.	10
The Unknown.....	10
IX. Hamburg-Gomorrha	11

I. Ein unkonventioneller Gottesdienst

Leserbrief von Karen Swassjan

Vielleicht kann auch das folgende einmal als Flaschenpost von unserem untergegangenen Schiff geangelt werden:

«Basler Zeitung», 27./28. Oktober 2001: In der Basler Elisabethenkirche fand ein Gottesdienst mit Tieren statt. Vierbeiner aller Art – Hunde, Katzen, Hamster, Ratten, auch ein geschecktes Borstentier, insgesamt rund 100 Tiere und 400 Menschen – saßen Stuhl an Stuhl und vernahmen das frohe Schöpfungsfest des Pfarrers Felix Felix: eine flammende Exegese zu einem von der Basler Tierschutzbundpräsidentin formulierten elften Gebot: «Du sollst deinen Nächsten und deine tierischen Mitgeschöpfe lieben wie dich selbst.»

Daß man die weitreichenden (freudianistisch-zooerastischen) Konsequenzen des genannten Gebots einzuschätzen und als guter Christ umzusetzen wissen wird, daran besteht nicht der geringste Zweifel. Interessanter wäre es jedoch, zu fragen, ob einem beim Namen des Basler Pfarrers nicht doch einiges in den Sinn kommt, was das Schöpfungsfest in der Elisabethenkirche in ein unerwartetes und vieles erläuterndes Licht rückt. Felix Felix – – – wüßte man nicht, daß es der Name eines Pfarrers ist, man hätte wohl vermuten können, es sei der eines flüchtigen Zuchthäuslers (im Stil der alten Abenteuerromane Jules Vernes), oder der eines Attentäters (von der Art: Sirhan Sirhan, des Robert-Kennedy-Mörders), oder, zur Not, der eines Nabokovschen Lovers, für den schul-entwachsene Mädchen bereits Greisinnen sind.

Im letzteren Fall hieße dies, daß es den alten Wollüstling in seiner jetzigen Topik zu den Tieren hingezogen hat.

Basel, 19. November 2001

Der Tiergottesdienst fand (in sprachlicher Synchronizität) in der Basler Zeitung vom 27./28. Oktober 2001. Nr. 251 statt.

Die Meldung der Basler Zeitung vom 27.10.2001

Online: 26.10.2001

«Andächtig die Schnauze halten

Die Glocken läuten. Einmal jährlich rufen sie nicht nur die Menschen, sondern auch Tiere aller Art und Gattung zum Schöpfungsfest in die Offene Kirche Elisabethen. Am Sonntag ist es mal wieder so weit. Gefeierte wird die Mitgeschöpflichkeit, und gross ist der Zuspruch bei Mensch und Tier.

Mucksmäuschenstill ist es in der Basler Elisabethenkirche. Im wahrsten Sinne des Wortes. Und das, obwohl Stuhl an Stuhl Vierbeiner sitzen aller Art - Hunde, grosse und kleine, Katzen, dicke und dünne, Hamster, runde und ranke, Ratten, gescheckte und graue, und sogar ein Borstenvieh, ein geschecktes.

An diesem sakralen Ort

Es ist, als ob die Tiere an diesem sakralen neugotischen Ort spüren, dass sie hier zusammen mit Frauchen und Herrchen - mit rund hundert Tieren und 400 Besucherinnen und Besuchern ist die Kirche randvoll - im Mittelpunkt stehen. Da kann man, pardon, hund schon mal andächtig die Schnauze halten. So soll es auch heuer wieder sein. Bei einem der letzten Tiergottesdienste erzählte Pfarrer Felix Felix vorne im Chorraum die Geschichte von dem Adler, der von klein auf unter lauter Hühnern aufwächst und darob total vergisst, dass er mit seinem gefährlich scharfen Schnabel die kleinen Hühnchen locker verspeisen könnte. Das Leben liebend und achtend bleibt der Hühner-Adler aber selbst dann noch friedfertig, als ihn ein vorbeiziehender Wanderer an seine reissenden räuberischen Fähigkeiten erinnert.

Die Botschaft ist ebenso einfach wie klar: «Wir feiern, dass alles Leben aus der einen Quelle entspringt», erklärt Initiant Pfarrer Felix Felix, der sich wie ein Kind gefreut hat, als er in England zum ersten Mal einen Tiergottesdienst miterlebte.

Geschöpfe, Sträucher, Bäume

Mitgeschöpflichkeit ist denn auch der Ausdruck, mit dem der reformierte Gottesmann seine Schöpfungsspiritualität auf den Punkt bringt: «Ich lernte, mein Herz nicht nur der Mitwelt der Menschen zu öffnen, sondern auch immer mehr in Verbindung und Beziehung zu den Geschöpfen, zu den Sträuchern und Bäumen zu kommen.» Im Tiergottesdienst werde dieser Schöpfungszusammenhang denn auch deutlich. «Das Leben auf dem Planeten Erde ist in einem dichten Netzwerk mit unserem Leben verwoben.» «Und wenn junge und ältere Tierhalterinnen und Tierhalter wieder einmal neu erleben», fährt Felix Felix fort, «dass das Leben ihres Tieres aus der selben Quelle entspringt wie ihr eigenes, dann geschieht etwas ganz Wichtiges.» Doch das Schöpfungsfest bleibt nicht bei dieser individualen Perspektive stehen.

Das Ganze der Schöpfung

Von der Freude über die Geschöpflichkeit von Mitzi, Momo, Mixli, Schiva, Bello, Charly, Maximilian und wie die possierlichen Tierchen alle heissen, lenkt der Pfarrer den Blick aufs Ganze der Schöpfung. Es gelte auch, Verantwortung für die Situation der Tiere in unserer Gesellschaft und Kultur wahr zu nehmen.

Fürwahr, ein wunder Punkt, den Felix Felix im Gottesdienst einfühlsam und einfach zugleich rüberbringt: «Ich stelle mir manchmal vor, wie Gott auf seine wunderschöne Schöpfung blickt und sehr traurig wird, wenn er sieht, wie wir damit umgehen, und wenn er mitfühlt, wie viel Leid und Schmerz die Tiere erleiden, die der menschlich-unmenschlichen Herrschaft ausgeliefert sind.»

Das ist das Stichwort für Irène Baerenzung, Präsidentin des Basler Tierschutzbundes und ständige Mitgestalterin der Gottesdienste für Mensch und Tier. Ihr flammendes Plädoyer für die Rechte der Tiere gipfelt in der Formulierung eines elften Gebots: «Du sollst deinen Nächsten und deine tierischen Mitgeschöpfe lieben wie dich selbst.»

Die Tierschützerin - sie trat aus der katholischen Kirche aus, weil der Pfarrer ihr Engagement für die Rechte der Tiere als spinnert belächelte - macht sich dafür

stark, «dass Tiere auch in der Kirche ein Recht auf Anerkennung als unsere Mitgeschöpfe, als unsere Brüder und Schwestern, haben». Zum Respekt vor dem Leben und der Würde der Tiere gehöre nicht nur eine tiergerechte Haltung, sondern auch, dass man «Tiere nicht wie einen Konsumgegenstand verbraucht».

Rührende Szenen

Und nun der Höhepunkt, die Segnung. Zuerst spricht Pfarrer Felix Felix der Schöpfung und den Menschen den Segen Gottes zu, dann kommen die Tiere. Rührende Szenen. Ein Kind bringt seinen Goldfisch, eine alte Dame ihren Wellensittich, eine Frau ihr Hausschwein, ein eleganter Herr seinen schmucken Afghanen nach vorne zum Pfarrer oder einem der anderen Mitwirkenden. In der langen Warteschlange steht auch eine Frau mit gezeichnetem Gesicht. Sie schiebt eine abgewetzte Einkaufstasche auf Rädern vor sich her. Drinnen kauern zwei kleine Hündchen und drei Katzen, darüber schnüffeln einige Ratten, auf ihrer Hand sitzt stoisch eine zahme Taube. «Ich denke», schmunzelt die Frau, «dass meinem Zirkus die Segnung guttut und den Tieren Glück und eine bessere Gesundheit bringt.»

Nahe Beziehung

Pfarrer Felix Felix hat durch diese Tiergottesdienste mittlerweile «viel Verständnis und Achtung dafür bekommen, wenn in unserer urbanen Gesellschaft plötzlich ein Hund der nächste Freund eines Meisters, einer Meisterin ist. Gott sei Dank mag immerhin der Hund eine so nahe Beziehung zu diesem Menschen aufrechterhalten.»

Dank diesen Tieren kämen auch vereinsamte Menschen etwa beim Gassigehen noch in Kontakt mit anderen Menschen, unterstreicht der Seelsorger. Übrigens: auch Tiergottesdienste bieten hier Gelegenheit.

Wolf Südbeck-Baur [[Quelle](#)]

II. Eine versäumte Chance

«Spiegel-online», 5. November 2001: «Die Amerikaner unterstellen unserem Führer Mullah Mohammed Omar, sich verkrochen zu haben. Daher schlagen wir vor, daß die Herren Bush und Blair sich mit Kalaschnikow-Gewehren zu einem bestimmten Ort begeben, um zu sehen, wer von ihnen dann weglaufen wird», sagte Wakil Ahmad Mutawakil nach Angaben der iranischen Nachrichtenagentur Irna in einer Pressekonferenz in der südafghanischen Stadt Kandahar.»

Man weiß inzwischen, daß die beiden Führer des Westens auf diesen Ruf, den man hierzulande ohne weiteres unter die Kuriosa einzureihen beliebt, mit keinem Wort reagiert haben. Der grelle Anachronismus des Falls sticht tatsächlich ins Auge. Nicht umsonst ziehen die Fürsprecher der Correctness die Wasserscheide zwischen «zivilisiert» und «mittelalterlich». – Man wehrt sich dennoch dagegen, die Geste des wahnsinnigen Gotteskriegers platterdings

wegzuschmerzen. Ein gewisses Vorgefühl macht einem weis, daß sich ein Happening mit den beiden Bluejeans-bekleideten und Kalaschnikow-bewaffneten Chef-Vorkämpfern der *infinite justice* gegen einen fanatischen Malefikus doch optisch vorstellbarer und zumutbarer ausgenommen hätte als das gleiche Szenario mit ihren Amtsvorgängern aus jüngerer Zeit, etwa Churchill contra Hitler oder gar Bush senior contra Saddam. Daß sich die beiden Männer gegenüber einer solchen mittelalterlichen Brüskierung zivilisiert augeschwiegen haben, könnte fernerhin auch von einer Verkennung herrühren, errät man doch am Spezifikum des Affronts die Eingebungsquelle des Taliban-Führers. So mittelalterlich der letztere auch sein mag, seine Duellforderung entspricht gehobenen Zivilisations-Standards. Besser und kassenschlagender hätte es schwerlich einem Hollywood-Drehbuchautor einfallen können. Der *Mad Mullah* hat sich überraschenderweise von einer genuin amerikanischen Seite gezeigt, ganz als würde er seine furiosen Koranstudien mit einer verbrecherischen Leidenschaft für Actionfilme vereinen. Man fragt sich im Ernst, ob sich das Publikum nicht betrogen gefühlt hätte, wäre einem Cheriff oder einem Rambo nichts besseres eingefallen, als den Fehdehandschuh eines Schurken durch schlichtes Ignorieren abzuweisen? Man mag dem Schweigen Bushs und Blairs so lange recht geben, wie man nur will; ein bizarrer Abgeschmack läßt sich dennoch nicht loswerden bei der Vorstellung, daß die Leinwanddoppelgänger und Prototypen der beiden Machtmänner (etwa ein Bruce Willis als George W. Bush und Peirce Brosnan als Tony Blair) auf die wahnsinnige Herausforderung des Afghanen doch anders, und zwar angemessener und immanenter würden ansprechen müssen. Denn mit nichts hätte sich die *ihre Werte* verfechtende Welt des Westens solidarischer gezeigt, als mit der Bereitschaft ihrer beiden Leader zum Duell, allerdings unter der Bedingung, daß sie (streng nach Happy-end-Szenario) dann unbedingt hätten gewinnen müssen. Ein Risiko? Zweifelsohne. Aber was ist ein solches Risiko schon gegen eine so brillante und nun, scheint es, für immer versäumte Chance?

Basel, den 20. November 2001

III. Der eigenwillige Botschafter

«Spiegel-online», 19. November 2001: «Wegen der Massaker von Sabra und Schatila im Jahr 1982 soll sich Ariel Scharon jetzt in Belgien vor Gericht verantworten. Ob der israelische Premier zu dem Termin erscheint, ist jedoch mehr als fraglich. Die Vorladung liegt «Le Soir» zufolge derzeit im Panzerschrank der belgischen Botschaft in Israel. Während des Staatsbesuchs von Belgiens Premierminister Guy Verhofstadt, der auch amtierender EU-Ratsvorsitzender ist, habe der Botschafter das Papier nicht an Scharon überreichen wollen.»

Man hätte sich in diesem Zusammenhang die folgenden Umstände vor Augen zu führen: Dem 1831 aus einer freimaurerisch-jesuitischen *liaison dangereuse* geborenen Königreich Belgien fiel, wie bekannt, in der Gegenwart zu, zum Heimatland des vereinigten Europa erkoren zu werden. Daß es dabei im Staat Belgien selbst, das aus niederländisch-dialektal sprechenden Flamen,

französisch-dialektal sprechenden Wallonen und deutsch-dialektal sprechenden Übrigen besteht, nicht nur an einer sprachlichen, sondern auch einer phonetisch-semantischen Einheitlichkeit innerhalb ein und derselben Sprache fehlt, soll nicht als Gegenargument angeführt werden, ist doch die Sprache, die man im vereinigten Europa zu sprechen lernt, auch eine vereinigte, eine solche allerdings, für deren Beherrschung es keiner linguistischen, sondern lediglich einer demokratischen Begabtheit bedarf. Weltweit bekannt wurde dieser Hauptsitz Europas überdies durch die Pädophilie-Skandäle mit tief- oder vielmehr hochreichenden Connections wie auch durch die exemplarische Unbeugsamkeit in der Affäre EU vs. Austria. Damals rief der belgische Außenminister seine Landsleute dazu auf, nicht in Österreich zu bretteln, während sich die Brüsseler Taxifahrer weigerten, Flugpassagiere aus Österreich zu chauffieren. Vom Außenminister ist später bekannt geworden, er bedauere seinen Appell als dumm; die Boykotterklärung der Taxifahrer blieb derweil kommentarlos. Es nimmt nach alldem nicht wunder, wenn Belgiens Premierminister, der auch amtierender EU-Ratsvorsitzender ist, seinen Staatsbesuch in Israel ausgerechnet zu einer Zeit abzustatten beliebte, da der Regierungschef Israels aufgefordert wurde, sich in Brüssel wegen Massakern vor Gericht zu verantworten. Man kann die Zurückhaltung des belgischen Botschafters, die Vorladung an Scharon zu überreichen, wohl zu den weiteren Mirabilien *à la belge* zählen (als wäre Herrn Verhofstadt eingefallen, die Entscheidung des Brüsseler Gerichts seinem Gastgeber auch mündlich zu bekräftigen, sein Dolmetscher sich jedoch vertrotzt hätte, dies zu übersetzen). Eine andere, allerdings überlegtere, Erklärung wäre es wohl, daß sich der obstinate Diplomat beizeiten darum gekümmert haben dürfte, daß er seine Tat nicht als dumm bedauern müssen wird.

Basel, den 21. November 2001

IV. Eidgenössische Folgewidrigkeit

«Neue Zürcher Zeitung», 15. November 2001: «Schwule und lesbische Paare sollen als registrierte Partner bzw. Partnerinnen durchs Leben gehen können. So will es der Bundesrat. [...] Ist die registrierte Partnerschaft ein Schritt nach vorn? Sicherlich. Ist sie eine runde Lösung? Wohl kaum. Der Bundesrat will tunlichst vermeiden, die staatliche Anerkennung homosexueller Gemeinschaften in die Nähe der Ehe zu rücken. Anders als die nordischen Staaten, die registrierte Partner prinzipiell wie Eheleute behandeln, präsentiert er deshalb ein Spezialgesetz für Homosexuelle, das solche Paare mal gleich wie die Verheirateten, mal ungleich behandelt. Namentlich das Recht auf Adoption und auf Fortpflanzungsmedizin wird ausgeschlossen, womit der Bundesrat Lesben und Schwulen a priori die Erziehungsfähigkeit abspricht.»

Wer A sagt, muß auch Aua sagen. Der Bundesrat, der mit dem einen Bein im Norden steht, scheint mit dem anderen im Gestern festzustecken. Kein Zweifel, daß seine halbherzige Entscheidung auf seiten der diskriminierten «Ex-Perversen» auf keine geringere Indignation und Renitenz stoßen wird, als es sogar bei einem kompletten Verbot der Fall gewesen wäre. Wenn es ein Kind nach einem Bonbon gelüftet, so gibt man ihm einen oder man gibt ihm eben

keinen. Geruhen die Eltern nun aber, ihr Ja (bzw. Nein) so zu gestalten, daß ihr Kind die Süßigkeit nur ein paarmal belecken darf, worauf ihm das begehrte Stück dann aus den Zähnen gerissen wird, so zeigen sie sich nicht nur hochgradig inkonsequent, sondern auch nicht ganz *sans un penchant sadique*. In der Mitte liegt ja nicht immer die Wahrheit, bisweilen steht da auch ein Esel (Buridans). Sollte die Schweiz auch weiterhin zwischen der Kreativität ihrer nördlichen Nachbarn und ihrer Treue zu den eigenen eidgenössischen Sitten und Gebräuchen zu balancieren versuchen, wird sie sich bereits morgen diesen Nachbarn gegenüber wie eine Bananenrepublik ausnehmen müssen. Man bedarf keiner Cassandra-Gabe, um vorherzusehen, daß in einem Land wie Holland, wo Konubien zwischen Mann und Mann bzw. Frau und Frau zur Routine geworden sind, demnächst Eheschließungen zwischen Mann und Tier bzw. Frau und Tier zu erwarten sind, und zwar mit der ausdrücklichen Genehmigung auch gleichgeschlechtlicher Verbindungen in beiden Fällen. Der Bundesrat wird sich dadurch vor schwerwiegende Entscheidungen gestellt sehen: Entweder die niederländischen Schrittmacher drastisch zur Ordnung zu rufen und dem UNO-Sicherheitsrat eine außerordentliche Sitzung zu dieser Frage abzuverlangen oder ... das Herz in die Hand zu nehmen und die Nova der *brave new world* nicht kleinlaut, sondern aus vollem Halse zu begrüßen.

Basel, den 23. November 2001

V. Der Papst entschuldigt sich

«20 Minuten», 23. November 2001: «Der Papst hat erstmals ein Dokument im Internet veröffentlicht, statt auf eine strapaziöse Reise zu gehen. Johannes Paul II entschuldigte sich bei den eingeborenen Völkern Ozeaniens für Verbrechen und Ungerechtigkeiten von Missionären der katholischen Kirche.»

Der Papst ist gut. Auch seine Tat wäre gut, wäre sie nicht durch ein Versehen sinnlos geworden. Denn es gehört sich für eine Entschuldigung, daß sie am Bestimmungsort anlangt. Sich bei den Ureinwohnern Ozeaniens per Internet entschuldigen – da bleibt wohl nur die Alternative: Entweder wollte der alte Papst damit sagen: die können mir mal den Buckel runterrutschen, oder aber ein internetangeschlossener Rechtsvertreter der Ozeanier hätte bei seiner Klientel die folgende Fürbitte für den Heiligen Vater einzulegen: Vergebt ihm, denn er weiß nicht, was er tut.

Basel, den 23. November 2001

VI. Hunde in Zürich

«*Beobachter*», 23. November 2001, Nr.24: «»Das sind wir unseren Hunden schuldig». Unter diesem Motto hat Anwalt Andreas von Albertini die Zürcher Hundepartei (HUP) gegründet. Hauptziele: jedem sein Hündchen, Leinenzwang abschaffen. Viele schütteln darüber den Kopf; er selbst sieht die Sache pragmatisch: «Hätten wir einen Interessenverein gegründet, würde sich kein Schwein für uns interessieren». Aber das Zauberwort «Partei» habe ihm einen schönen Erfolg beschert. Schon 140 Mitglieder verschiedenster Couleur seien eingetragen. Und der Wahlkampf 2002 für den Gemeinderat läuft bald an.»

Die Sprachforscher machen uns weis, gewisse Metaphern seien nichts anderes als ins Sprachliche verkrustete einstige Realitäten. Ist dem so, so gilt es, nicht nur rückwärts, von heutigen Gleichnissen zu gestrigen Realien, sondern auch vorwärts zu forschen, um in mancher aktuellen Realität die Keime einer künftigen Idiomatik zu finden. Heißt es etwa von einem dekrepiten, verlotterten Menschen, er gehe vor die Hunde, so versteht man dies im übertragenen Sinn, und man wird kaum erwarten, daß er auf allen vieren vor die Hunde geht. Man sagt vielmehr, das sei nur ein sprachlich überliefertes Nachbild einstiger tatsächlich unter die Hunde gegangener Artgenossen. Ob der Zürcher Hundepartei auch eine aussichtsreiche politische Zukunft bevorsteht, darüber kann nur gemutmaßt werden. Über ihre linguistische Zukunft kann hingegen kein Zweifel bestehen.

25. November 2001

VII. Bodyguards vergaßen den Body

«*Spiegel-Online*», 24/2000: «Es sollte eine ganz normale Dienstreise im Flugzeug für Bundesverteidigungsminister Rudolf Scharping werden. Doch kurz nach dem «Take Off» fragte jemand über den Wolken: «Wo ist eigentlich Rudolf?» Das Reiseziel der Flugbereitschaft der Luftwaffe lautete Feira in Portugal. Dort will Scharping am EU-Gipfel teilnehmen. Doch die Routine im Cockpit wurde jäh durch die Frage nach dem Verteidigungsminister unterbrochen. Scharping war nicht an Bord, sondern stand noch am Flughafen Köln/Wahn. Erst im Luftraum über Hannover sei einem der Mitglieder der Delegation aufgefallen, daß der Minister fehlte, hieß es aus deutschen Gipfelkreisen. Die Bundeswehrbesatzung kehrte zum Flughafen in Köln um und nahm mit tausendfacher Entschuldigung ihren obersten Dienstherrn an Bord.»

An keiner anderen Tatsache tritt *finis Germaniae* so grell und schonungslos zutage wie an diesem Vorfall. Denkt man daran, daß es sich um einen Landsmann und *Kollegen* Moltkes, Rommels und Mansteins handelt, so bekommt der Witz eine makabre Färbung. Man fragt sich, ob hier nicht doch magische Zauberpraktiken am Werk seien. Die Katharsis kommt indessen von unerwarteter Seite. Man erinnert sich, daß der Mann 1997 anlässlich der Tour de France als Sportkolumnist für die *Bild*-Zeitung Berichte schrieb und sich täglich in kurzen

Hosen ablichten ließ. Hiermit endet die Zone des Sagbaren: *Checkpoint Scharping*.

29. November 2001

VIII. Donald Rumsfeld: ein mißratener Anthroposoph

«FAZ», 29.9.2002, Nr. 224: «Rumsfeld rät Deutschland: Wer im Loch sitzt, sollte aufhören noch tiefer zu graben.»

Mit diesem Satz hat der US-Verteidigungsminister seinen Verzicht auf ein Treffen mit seinem deutschen Kollegen Struck zusammengefaßt. In der Tat ging es aber um zwei Sätze, von denen der zitierte der letzte und sozusagen der philosophische ist. Dagegen nimmt sich der erste Satz unwirsch und waschecht amerikanisch aus: «Ich habe nicht vor, so Rumsfeld, mich mit dieser Person zu treffen». Angesichts der gänzlich unterschiedlichen Ziele, die in den beiden Sätzen ins Visier genommen werde, gilt es, ihr Sprachfeld näher zu betrachten. Man kann feststellen, daß sich das «*Wer*» des letzten Satzes unmöglich mit «*dieser Person*» des ersten deckt. *That person* bezieht sich auf den Nachfolger und Parteifreund von Herrn Scharping (s. die vorige Glosse). Die Vermutung, er sei es auch, der im Loch des zweiten Satzes sitze, wäre unhaltbar. Offensichtlich ist hier das Land gemeint, das zu verteidigen er beauftragt ist. Minister Rumsfeld hat also nicht vor, sich mit seinem deutschen Kollegen zu unterhalten, aber er setzt Deutschland ins Loch und empfiehlt ihm, nicht noch tiefer zu graben.

Man kann die politische Resonanz dieses Soldatenhumors mit Schweigen übergehen, zumal es hier keine Resonanz gibt und geben kann – mangels einer Atmosphäre in Deutschland, in welcher politisch überhaupt etwas resonieren könnte. Mit Treitschkes Worten: mangels deutscher Männer, «*die die Geschichte machen*». Um so dringlicher halt aber die Geradheit des Amerikaners in der geistigen Atmosphäre wider. Rumsfelds Satz ist doppelsinnig. Liest man ihn auf Amerikanisch, so nimmt er sich als Rüpelei aus. Dagegen schlägt die Rüpelei, verdeutscht, in Tiefsinnigkeit um. Nichts hindert uns daran, sie im Licht der folgenden Mitteilung aus dem Berliner Vortrag Rudolf Steiners vom 25. September 1917 zu lesen: «Ich bitte Sie, das ganz besonders zu berücksichtigen. Der Mensch glaubt sein Ich zu kennen, aber wie kennt er sein Ich? Sehen Sie, wenn Sie eine rote Fläche haben und ein Loch machen und der Hintergrund finster ist – gar nichts, – so sehen Sie rot und Sie sehen das Loch als schwarzen Kreis; das Nichts nehmen Sie wahr, wo der schwarze Kreis ist, da ist nichts. So wie das umliegende Rot, so sehen Sie in Ihrem Seelenleben auch das Ich. In Wahrheit ist das, was der Mensch glaubt als Wahrnehmung seines Ich zu haben, nur ein Loch in seinem Seelenleben [...] Mit der Ich-Wahrnehmung ist es nämlich in der gegenwärtigen Entwicklung des Menschen, während er im physischen Leib zwischen Geburt und Tod weilt, noch nicht sehr weit her. Während des Schlafes sind wir bewußtlos. Aber in bezug auf das Ich sind wir auch während des Tages, während des Wachens bewußtlos.»

Minister Rumsfeld, dessen Hang zu philosophischem Kauderwelsch zu seiner besonderen Beliebtheit unter Zeitungsleuten beigetragen hat, könnte wissen, daß es beim *Ich* nicht um ein Ding, sondern um ein *Erkennen* geht. Minister Rumsfeld

könnte ferner wissen, daß das Ich-Thema, ob der Unfähigkeit der englischsprechenden Philosophen mit ihm fertig zu werden, voll und ganz in die Zuständigkeit der Philosophen gefallen ist, die Deutsch sprechen. Das *Ich* des oben zitierten Passus ist eine *deutsche* Erkenntnis. Da aber die Erkenntnis im deutschen Sinn Selbsterkenntnis ist, deckt sich das Erkennen des Ich mit dem Ich als solchem. Ein Loch an Deutschlands Stelle sehen, das kann – seit 1918, endgültig sei 1945 – jeder. Wenige aber können verstehen, daß in diesem Loch sitzen heißt, in sich selbst wie im Ich zu sitzen. Minister Rumsfeld (richtiger wäre, seinen Namen deutsch zu artikulieren, wie dies seine Verwandten aus dem Bremerland wohl getan haben sollen während seiner früheren Besuche seines Heimatlandes, die er sich als Nichtminister noch leisten konnte), Minister Rumsfeld traf ins Schwarze, ohne den leisesten Schimmer davon zu haben; hätte er verstanden, worum es geht, er hätte ohne Zögern sagen müssen: «*Wer im Loch sitzt, sollte gerade noch tiefer graben.*»

(Mit Rücksicht auf die Rundheit der Erde, wie auch die Krümmung des Raumes, kann gemutmaßt werden, daß man, falls man im deutschen Loch zu graben beginnt und immer tiefer und tiefer gräbt, bis zum anderen Ende graben und irgendwo beim White House oder Pentagon ans Land steigen kann.)

30. September 2002

PS.

Bereits nach der Niederschrift dieser Glosse veröffentlichte Minister Rumsfeld einen Gedichtsband mit dem adretten Titel: *Pieces of Intelligence: The Existential Poetry of Donald H. Rumsfeld (Free Press, New York 2003)*. Wer es besser weiß, wird mich berichtigen, wenn ich mich in meiner Mutmaßung irre, daß es sich um den einzigen General in der Geschichte, zudem im Rang eines Kriegsministers, handelt, der keinen Hehl daraus macht, daß er Gedichte schreibt. Wenn auch keine Liebes-, so doch immerhin Gedichte. Das spricht für den Mut des Generals, nachdem er sich einmal zu so einem verzweifelten Schritt durchgerungen hat, oder aber es spricht für seine Verzweiflung, wenn er sich zu so einem mutigen Schritt erdreistet hat. Rumsfelds Buch beginnt mit einem Poem, dessen buddhistische Tarnung den Autor nur um so schärfer als hoffnungslosen Deutschen und – mißbratenen Anthroposophen entlarvt:

The Unknown

As we know,
There are known knowns.
There are things we know we know.
We also know
There are known unknowns.
That is to say
We know there are some things
We do not know.
But there are also unknown unknowns,
The ones we don't know we don't know.

Um den Leser nicht mit der wörtlichen Übertragung dieser Tiefsinnigkeit zu strapazieren, sei es erlaubt, sie in einer ihrer alten deutschen Originalfassungen wiederzugeben. Schelling: «Das $\mu\eta\ \acute{o}\nu$ ist nicht das Seiende, das nur nicht seiend

ist, von dem nur das wirklich seiend sein geleugnet wird, bei dem aber noch die Möglichkeit ist seiend zu sein, das also, weil es das Sein noch als Möglichkeit vor sich hat, das nicht Seiende zwar ist, aber nicht so ist, daß es nicht das Seiende sein könnte. Das οὐκ ὄν aber ist das ganz und in jedem Sinn nicht seiende, oder es ist das, von welchen nicht bloß die Wirklichkeit des Seins, sondern auch das Sein überhaupt, also auch die Möglichkeit geleugnet ist.» Es ist dies die tiefere, ontologische, Schicht der (epistemologischen) Distinktionen des Amerikaners. Bringt man die beiden Fassungen zusammen, so hätte Minister Rumsfeld mit sich selbst zu Rate zu gehen, bevor er sich zugemutet hätte, einem Volk Ratschläge zu geben, dessen Geist seit fast hundert Jahren im Rang des Zeitgeistes auftritt. Rumsfeld: «Ich weiß, daß es mich nicht gibt, aber ich weiß nicht, daß es mich nicht gibt. Will sagen, daß es mich nicht mit mir, aber auch nicht ohne mich gibt. Ich sitze in mir, wie in dem Loch, das ich grabe, um bis zum Ich hinzugraben, das nicht ich, sondern Derjenige ist, Der mich in mich hineinsetzte.»

30. März 2006

IX. Hamburg-Gomorrha

«Junge Freiheit» vom 25. Juli 2003: «Der spätere Herausgeber der Wochenzeitung Die Zeit und einflußreiche CDU-Politiker Gerd Bucerius schilderte nach dem Krieg, wie er das «Unternehmen Gomorrha» erlebt hatte: «Ich stand auf dem Dach meines Häuschens in der Hamburger Vorstadt. Oben flogen die englischen Bomber. Endlich! rief ich immer wieder. Endlich! Zu lange hatten die Alliierten gewartet, um den Weltfeind Hitler niederzukämpfen... Endlich kamen sie! Und dann mußte ich nach Alarm-Ende durch die zerstörten Straßen mit halb verbrannten Toten – zu sehen, ob mein Anwaltsbüro erhalten war. Was habe ich damals gedacht? Grauen und Mitleid – natürlich. Aber auch – Ihr, die Toten, habt es so gewollt... Um wen habe ich während des Angriffs gebangt? Um die Bomberpiloten. Sie waren ja so tapfer und taten das, was ich von ihnen erhofft hatte...» Nach dem Krieg wurde Gerd Bucerius Ehrenbürger von Hamburg.»

Inzwischen ist der Ehrenbürger selber tot, und als Toter dort, wo seine halb verbrannten Mitbürger sind, deren Tod er an jenem unvergeßlichen Festtag so kräftig zugejubelt hatte. In einer gekonnten Stille wäre es möglich, sich in die Gegenwart dieses Toten einzufühlen, in der er keinen Politiker mehr spielt und keinen Quatsch mehr herausgibt, sondern der ist, der zu sein sich ihm, dem toten Ehrenbürger von Hamburg, gebührt (etwa die Kraft des Druckfilters in der Hamburger Stadtentwässerung), und ihn zu sich selbst sagen zu hören: Du, der Tote, hast es so gewollt...

22. September 2003